

Literatur des Auslandes.

N^o 63.

Berlin, Freitag den 26. Mai

1837.

Frankreich.

J. Janin's literarische Portraits

I. Frau von Staël *)

Nach den furchtbaren Erschütterungen, von denen Frankreich im letzten Jahrzehend des achtzehnten Jahrhunderts heimgesucht worden, als in der beispiellosen Umwälzung die Literatur und Dichtkunst zu Grabe getragen schien, war Frau von Staël die Erste, welche ihre Stimme erhob, die Erste, welche es laut in die Welt rief und zum Bewußtsein Aller brachte, daß die Kunst, die Poesie in Frankreich nimmermehr verloren gehen könne. An ihr haben sich die Hoffnungen einer großen geistigen Zukunft ausgerichtet; sie hat, eine lächle Propheetin, den Arm ausgestreckt und die Pforten des neuen Jahrhunderts aufgeschlossen. Dieses neunzehnte Jahrhundert, in seiner Jugend schon so thaten- und gedankenreich — so oft die spätesten Geschlechter seiner gedenken, wird als die Erste unter seinen Frauen, ja als die Erste unter den Männern Frau von Staël genannt werden.

Diese große Frau gehörte durch ihr Genie und ihre Schriften der neuen Zeit, durch Erziehung und Sitten aber noch der altfranzösischen Gesellschaft an, wie sie vor der Revolution gewesen. Sie war geboren und aufgewachsen in jenen Umgebungen, in den Kreisen jener glänzenden modischen Welt, die so elegant war und so witzig phantastisch, so gesprächig, so disputir- und zweifelsüchtig, so sarkastisch, so leichtsinnig und doch so brav, und die 1793 von der Erde verschwunden ist im Nu, spurlos weggeführt vom Sturmhauch der Revolution. Als Kind, als Mädchen, nie veranlaßt über diesen vornehmen und engeren jenseitigen Gesellschaftskreis, hat sie schon richtige Blicke in die Zukunft und erkannt, daß der alten Nation eine neue nachrückte. Während ihre Standesgenossen, von der Gewalt und Gerechtigkeit der Ereignisse betäubt, zu schwach zur Wehr, zu stolz zur Klage, lautlos der Guillotine als Opfer fielen, vermochte dieses Mädchen, die Einzige vielleicht unter ihres Gleichen, eben so mutbig als tief empfindend, den Heldentum einer Roland und die begeisterte Selbstaufopferung einer Charlotte Corday zu begreifen und mitzufühlen. In jener für Frankreich ewig schwachvollen und entsetzlichen Zeit, als die Raserei der Wuth am heftigsten wüthete, als unter der Gewalt Herrschaft des Schreckens jedes Gewissen verstummte, war es die junge Germaine Necker, die nicht verstummte, sondern ihren Schmerz und ihre Entrüstung laut aussprach, als man die schöne, die unglückliche Königin von Frankreich vor das schreckliche Revolutions-Tribunal schleppte. Drei Jahre später, als Frankreich von der Schreckensherrschaft des Konvents unter die Diktatur des Direktoriums gerathen war, hören wir dieselbe lächle und jugendliche Stimme, wie sie den Regenten des Tages die strengen und schlichten Tugenden der alten Republikaner ins Gedächtniß ruft. Sie wagte es, dem Direktor Barras den Brief des Brutus an Cicero zuzusenden. Sicherer Muthes schritt sie einher unter den Trümmern des revolutionären Schiffbruchs, die der Sturm nach allen Seiten gejagt hatte und auf denen sich jetzt die Geretteten allmählig wieder zum Vaterlande sammelten; sie reichte den zurückbleibenden Verbannten die Hand — sie war damals die Freundin aller gestürzten Vornehmen, wie sie in späteren Tagen die warme Verteidigerin der prostruirten Anhänger der Republik wurde.

Wie groß war Bonaparte's Erstaunen, sein Unwillen, als er, der nach Außen und nach Innen jeden Widerstand besiegt, das forschende Auge dieser Frau unwiderstehlich auf sich gerichtet sah, dieses Auge, das die tiefsten Falten seiner Seele ausspähte, das alle Regungen seines despotischen Ehrgeizes im Voraus errieth. Diese Frau, die zu brachten er gar keine Zeit gefunden, stand plötzlich in Frankreich an der Spitze einer geistigen Macht dem Kaiser gegenüber. In ihrem Salon versammelte sie die größten, die leitenden Geister der Französischen Nation und sprach in ihrer Mitte mutbig begeisterte Worte, gleich einem alten Redner im Angesichte seines Volkes und Vaterlandes; sie streute die schönsten Gedanken, die freisinnigsten Prinzipien aus, sie beherrschte und lenkte die Gemüther; die Männer sahen zu ihren Füßen und lauschten ihrem Worte, ohne daran zu denken, daß solche Lehre nicht mit den Geboten des Kaisers stimmte.

Es giebt vielleicht kein zweites Beispiel eines in so früher Jugend so männlich reifen Geistes, wie es diese Frau gab. Als Kind im Sa-

lon ihrer Mutter aufgewachsen, wo alle ernste und alle schöne Geister des achtzehnten Jahrhunderts sich einfanden, lernte sie bei Zeiten, wie man geistreich fragt und geistreich antwortet. Als funfzehnjähriges Mädchen hatte sie schon einen Theil des „Esprit des Lois“ nicht allein gelesen, sondern auch gründlich darüber nachgedacht. Danken las sie die „Nouvelle Héloïse“, und dieser Roman wurde für ihr junges, empfängliches Gemüth ein reicher Quell poetischer Anregung. Nächste der Héloïse war Richardson's Clarisse ihre Lieblings-Lektüre. Um diese Zeit fing sie auch an, selbst einige kleine Romane zu schreiben, voll Selbstjal, Thränen und entblätterter Rosen, nach damaliger Mode. Lange indeß hielt sich ihr Genie hierbei nicht auf, sondern erließ mit einem Schritte seine Höhe in dem trefflichen Buche über Literatur, (de la littérature considérée dans ses rapports avec les institutions sociales) welches im Jahre 1800, und in dem Roman Delphine, welcher 1803 erschien. Um die Bedeutung jenes ersten Wertes recht zu würdigen, muß man die Umstände kennen, unter welchen es erschien. Der Geist der neuen Zeit in Frankreich hatte sich selbst damals noch nicht erkannt; durch die gewaltigen Umwälzungen, durch den schnellen Uebergang des Despotismus der Guillotine zum Despotismus des Desgens verämbt, hatte er noch nicht zur Bestimmung kommen können. Es war ein geistiger Stillstand eingetreten, und Niemand schien die Richtung zu wissen, in welcher Frankreich seinen Weg zu den künftigen Zeitaltern fortsetzen würde. Da erschien das Buch, in welchem Frau von Staël mit eben so viel Geist als Glück die Prinzipien der Literatur aller Zeiten zusammenfaßte und darstellte. Vom Glauben, von der Freiheit, von der Speculation, von der Kraft des Griechischen und Germanischen Geistes war darin die Rede; unzählige vergessene Erinnerungen des literarischen Lebens wurden geweckt; das Buch wirkte wie ein Signal zum Waffenstillstand, den man fortan der Literatur, inmitten des Kampfes der Parteien, bewilligte; es öffnete gleichsam die Pforten, durch welche ein Jahr später Chateaubriand mit seinem Génie du Christianisme einzog. Als die schönste und herrlichste Vorahnung der neuen Zeit, muß jenes Buch uns werth bleiben, nachdem die Streitigkeiten, wozu es bei seinem Erscheinen Anlaß gegeben, Gott sey Dank, längst vergessen sind.

Als drei Jahre später der Roman Delphine herauskam, standen in Frankreich eben die Republik und die Monarchie zum letzten entscheidenden Kampf gegen einander, die erstere dem Unterliegen nahe, die letztere siegreich; beide entschlossen, nicht einen Fuß breit zu weichen. Mit der Delphine schließt gewissermaßen das erste Lebensalter der Frau von Staël ab: es ist die Geschichte, richtiger gesagt, der Roman ihrer Jugendzeit. Auch finden sich alle Meinungen, welche sie später entwickelt und ausführlich vorgetragen hat, hier bereits im Keime vor: über die Ehe, die Religion, die Politik, über Alles, was das Interesse der neu sich bildenden Gesellschaft anregte. Und mit wie glänzender, funkelnder Beredsamkeit ist dies Alles verhandelt! wie erhaben, wie lebendig ihr Styl und voller Anmuth! die Revolution schien gerechtfertigt, sie schien stolz darauf seyn zu dürfen, daß sie eine solche Schriftstellerin hervorgebracht. Aber Frau von Staël hatte auch für ihren Ruhm zu büßen, sie mußte ins Exil; sie mußte Paris meiden, Paris, in dessen Zirkeln sie wie eine Königin geherrscht, und wo der Kaiser keine Herrscherin neben sich dulden wollte. Sie reiste nach Berlin und sah unterwegs Goethe, den Deutschen Dichtersfürsten; sie reiste nach Italien und fand, daß sie Italien bereits gekannt, ehe sie es gesehen; von da nach Coppet, wo sie ihren Königstisch wieder aufschlug, aber nur von wenigen Getreuen umgeben war. Sie beobachtete, sie erkundigte sich, sie sammelte den Stoff für ihre künftigen Werke; aber die schmerzliche Erinnerung, die Sehnsucht nach Frankreich, nach ihrer glänzenden Existenz zu Paris, wich keinen Augenblick von ihr. Hin und wieder, wenn sie des Wanderns müde war, erbat und erhielt sie von der eifersüchtig wistraitischen Regierung die Erlaubniß, Frankreich, das Land ihrer Hoffnungen und Wünsche, zu betreten, doch durfte sie sich Paris nicht nähern; in Saumur, Auxerre, Chalons mußte sie ihren Wohnsitz aufschlagen. Das war ein dürstiger Trost für einen so feurigen, ungeduldigen Geist. Von dem großen Centrum des Französischen Lebens ausgeschlossen, schmachtete sie in jenen engeren und kleineren Umgebungen dahin, und nichts konnte sie entschädigen; im schönsten, fruchtbarsten Lande, in der erhabensten und anmuthigsten Gegend feuzte sie nach ihrem Stübchen in der Rue de Bac. Endlich wagte sie sich einmal nach Paris hinein, um zur nächsten Stunde durch diese Straßen zu wandern, die ihr lieber waren, als das herrliche Amphitheater des Genfer See's. Wie bitter mußte sie sich getränkt fühlen, die reizbare und reichbegabte Frau, wenn sie die Salons von feillichen Lichtern schimmern sah, die Sammelplätze der Geistreichen und Gelehrten, die Schau-

*) Wir entlehnen dieses und einige andere Portraits der bereits von uns erwähnten, von Jules Janin für das Londoner Athenaeum bearbeiteten Geschichte der Französischen Literatur des 19ten Jahrhunderts.

pläge ihres früheren Triumphs, zu denen der Eintritt jetzt ihrem Talente und Genie untersagt war. Aber auch diesen Trost wollte der Kaiser der Verbannten nicht gönnen; sie wurde abermals vertrieben, weit, weit von der Rne du Bac. Da ging sie nach ihrem Schlosse Coppet und hier umgab sie sich mit einem Kreise, mit einer Familie geistig ihr Angehöriger. Benjamin Constant, W. W. Schlegel, Eschbrand, Sismondi, Bonstetten waren ihre Gäste; jeder literarisch berühmte Franzose achtete es als heiligste Pflicht, einmal des Jahres nach Coppet zu wallfahrten. Da fanden sich der Prinz Louis Ferdinand von Preußen, Matthieu de Montmorency, Prosper de Barante ein; das benachbarte Genf, das entferntere Deutschland sendeten beide ihre ausgezeichnetsten Repräsentanten. Es war ein politisch-philosophisch-literarisches Konklave, welches hier gehalten wurde, und in welchem Benjamin Constant und Frau von Staël durch Geist und Beredsamkeit vor Allen sich auszeichneten. Die Unterhaltung stockte nie und ging nie aus; über alle mögliche Dinge und Personen wurde gesprochen; ja, oft stand man früh am Morgen auf, um die Conversation zu beginnen, und sah bis spät in die Nacht, um sie fortzusetzen. Die Gastfreundschaft in diesem Hause war eben so edel und zuvorkommend, als verschwenderisch. Eines Tages fand sich auch ein Englischer Lord ein, der Verse machte; es war ein junger Mann, Lord Byron. Frau von Staël erkannte die noch verborgene Macht dieses Geistes; „Ich glaube“, sprach sie, „er hat Genie genug, um den Seelenfrieden eines Weibes zu zerstören.“

Im Jahre 1807 erschien Corinna, und in den Beifall, der diesem Buche gezollt wurde, stimmte ganz Europa mit Herz und Händen ein. Dieser plötzlich aufgeregte, allgemeine Enthusiasmus für das Werk einer Erilirten erregte von neuem den Unwillen des Großherzogs Napoleon, denn hier sprach sich die einzige ihm entgegenstrebende, ihm wahrhaft gefährliche Souveränität, die des Genies, in ihrer ganzen Stärke aus. Von Stunde an konnte man die Verfasserin in der ganzen Welt unter dem Namen Corinna, und an dem Kaiser straste sich, durch ein Gefühl des Mismuths und der Besorgniß, die über ein solches Weib und ein solches Genie verhängte Verbannung. Zur Schande Frankreichs ließ die Kaiserliche Censur ihren Grimm an dem zunächst erschienenen Werke der berühmten Verfasserin, an dem Buche über Deutschland, aus; dasselbe wurde schamlos zerrissen, im eigentlichen Sinne des Wortes zerrissen und vernichtet. In England fand die Schrift Zuspruch und kam ans Licht. Dieses Buch hat zuerst den Franzosen eine ganz neue poetische Welt aufgeschlossen; Frau von Staël war für sie der Columbus, der die unbekanntten Gestade der Deutschen Literatur entdeckte.

Die Rückkehr Ludwig's XVIII. machte der Verbannung dieser ausgezeichneten Frau ein Ende. Sie hatte den König in England gesehen und kennen gelernt, in dessen Gefolge jetzt manche schöne Hoffnung nach Frankreich zurückkehrte. Da ließ sie am Schlusse der Revolution ihr letztes Werk, die *Considerations sur la révolution française* erscheinen, und stellte durch diese eben so inhalts- als folgenreiche politische Schrift ihren Namen dem ihres Vaters würdig zur Seite. Das Buch ist als das letzte Wort, als das Testament der Verfasserin zu betrachten und enthält so manchen, an das damalige Königthum unnützlich weggeworfenen guten Rath. Dagegen ist es der Ausgangspunkt derjenigen Schule geworden, die man seit vielen Jahren unter dem Namen der „Doktrinäre“ bezeichnet. Es bildete sich um das Buch ein Verein, wie um ein Manifest, das man behaupten, verteidigen, dessen Licht man fortpflanzen, das man zu seinen reichen und bedeutsamen Folgen entwickeln wollte; aus diesem Bestreben bildete sich das Journal „Le Globe“ mit dem Systeme seiner Lehren. So hat dieses Buch damals die jugendlichen Geister und Talente geweckt, die heute Frankreich regieren; so herrscht jene berühmte Frau auch nach ihrem Tode noch in der politischen, wie in der poetischen Entwicklung der Nation.

Frau von Staël starb zu Paris am 14. Juli 1817. Eine Stunde vor ihrem Tode äußerte sie noch den Wunsch, die Sonne noch einmal zu sehen. Sie ließ sich in ihren Garten hinaustragen und sich auf einen sonnigen Rosenplatz unter ihre Rosensträucher hinsetzen; sie pflückte die Rosenblätter und vertheilte sie an ihre Freunde mit Worten der Liebe, des Trostes und der Hoffnung.

Naturforscher während der Revolution.

Es war im Jahre 1793 an einem heiteren, milden Frühlingstage, als ein Mann von ungefähr dreißig Jahren, der in seinem Aeußeren nur allzu sehr eine Verkleidung verrieth, mit einem Stock, auf dessen Spitze er sein bescheidenes Gepäck trug, traurig und gedankenvoll dem Lauf eines kleinen Baches folgte. Von Zeit zu Zeit drehte er sich um, einen letzten Liebesblick auf den spitzen Glockenturm des Städtchens werfend, welches nach und nach am Horizonte verschwand hinter den großen Wäldern von Kastanienbäumen. Einst war unser Wanderer der Priester und Hirte jener Gemeinde, die nunmehr sich selbst überlassen blieb; jener Thurm hatte einst ihm gehört, in seinem Schatten war er geboren, in seiner Nähe, hatte er sich vorgenommen, zu sterben. Der kleine trumme Bach, an dem er hinwanderte, so viel wie möglich die gebahnten Wege vermeidend, das war die Corréze, nur wenig oberhalb ihres Zusammenflusses mit der Wézère; das Städtchen endlich, das er unten in der Ferne hinter sich ließ, um es vielleicht nie mehr wiederzusehen, hieß Brive-la-Gaillarde; es war seine Heimat, die er als Proscribirter verlassen mußte; zur Deportation verurtheilt, einsam und verlassen von aller Hilfe, stoh er weithin, ohne Zufluchtsort, ohne Freunde auf der weiten Erde.

Nur Gott mochte wissen, wohin er seine Schritte lenkte; er selbst bekümmerte sich nur wenig darum; der Gott, welcher damals alle Städte verlassen zu haben schien, wird ihn gewiß auf rechtem Wege führen. Uebrigens besaß unser Held etwas, was ihn vor der Lange-

weile einer Fußreise hinlänglich schützte, nämlich eine edle und unerschütterliche Liebe, die er schon seit langer Zeit in sich trug, und zwar die Liebe zu den Wissenschaften, und unter den Wissenschaften war es wieder eine, der er sich vor allen anderen gewidmet und mit der man sich auch auf der Landstraße leicht beschäftigen kann, nämlich die Entomologie.

Mit diesem Trost für die Gegenwart, mit dieser Hoffnung für die Zukunft, setzte unser armer Naturforscher seinen Weg fort; bald schritt er langsamer, bald schneller, indem er sich an den köstlichen Düften der Atmosphäre erquickte und wohl tausendmal die gerade Straße verließ, um irgend eine kühle, schattige Stelle, irgend einen materiellen Punkt im Vorübergehen zu genießen. Dann und wann horchte er auf den Flug einer summenden Mücke, beobachtete einen Schmetterling, wie er in der Luft seine anmuthigen Kreise und Wendungen beschrieb, und lauschte mit angehaltenem Athem auf das Tanzfest eines geflügelten Wälchchens, das im Sonnenstrahle lustig herumschwärmte.

Da er immer auf seiner Wanderung den abgelegenen Seitenweg aufsuchte und besonders die Nähe der Städte und selbst der großen Dörfer sorgfältig vermied, so konnte er wohl lange Zeit ohne die geringste Gefahr und ohne irgend ein Hinderniß nach Lust und Laune wandern. Traf er ja auf seinem Wege irgend ein ärmliches, einfaches Dach, irgend eine verborgene Hütte, so schritt er lähn darauf los und ließ sich einen Platz anbieten auf dem zerbrochenen Schemel um den langen, frugalen Tisch, an der Seite des mageren Heerde; da fragten ihn die Leute nicht, woher er käme, noch wohin er ginge, sondern ob er Hunger habe. Des Nachts fand er jedesmal ein Plätzchen auf dem Stroh der Scheune, und oft beehrte man ihn sogar mit dem schönsten Lager, das in der Hütte vorhanden war. Mit Tagesanbruch war schon sein Milchstrüßli und eine Portion schwarzes Brod im Voraus für ihn angeordnet. Wenn er dann Abschied nehmen mußte, waren ihm die Leute von gestern Abend schon so alte Freunde geworden, daß sie ihn nur ungern gehen ließen. Nachdem sie ihm endlich die sicherste, tausendmal wiederholte Auskunft über die Straße bis zum nächsten Nachtlager gegeben, bekam er noch einen kräftigen Händedruck mit auf den Weg und ein herzliches „Gott behüt' Euch.“

So fing er seine Wanderung, oder vielmehr seinen Spaziergang, vom vorigen Abend wieder von vorn an; zwar mochte er sich wohl ernst vornehmen, nunmehr an nichts Anderes zu denken, bevor er ein bestimmtes Ziel erreicht; da kam aber auf einmal ein Käser, der, ihm um die Ohren herumschmeißend, ihn zum Kampfe einlad und alle seine guten Vorsätze über den Haufen warf. Dann fing er an, zu laufen, zu verfolgen, bis er den unbefonnenen Feind zu seinen Füßen niedergestreckt und mit der Hand erhascht hatte. Bald kam ihm wieder ein leichter, buntgefälgelter Schmetterling in den Weg, und es entspann sich ein wahrer Zweikampf, in dem alle mögliche List und Uebertumpfung aufgebieten wurde, bis das unglückliche Insekt in die Hände des Siegers gefallen war. Dann zog unser Naturforscher aus seinem Aermel eine lange Todesnadel, die zum letzten Gnadenstoß dienen sollte nach dem ungleichen Gefecht, und wenn die Gattung ihm entweder unbekannt schien oder ein sorgfältigeres Studium verdiente, so wurde die kostbare Beute mit Vorsicht in die innere Form seines runden Hutes angebracht; denn dies war der Kasten, in welchem er damals, so lange er nichts Besseres hatte, die spolia opima seiner täglichen Triumphe aufbewahrte.

Ganz beschäftigt mit dem Gedanken an die Ausnahme, welche ihm ein freundlicher Empfehlungsbrief in der Stadt verschaffen sollte, klopfte er eben voll Vertrauen an die Thür einer Wohnung, als ihm ein gräßliches Schauspiel entgegen kam. Es war nichts Geringeres, als der ganze Apparat der Schreckensherrschaft mit allen Lumpen und allem Schmutz, der dazu gehörte, mit seinem ganzen Erfolge von aufgeschützten Henckern und Wächtern, mit dem Karren zum Transport und dem Loch, wo man nicht lange zu sitzen brauchte, kurz mit allen Kerkermeistern und Miegeln und Ketten, lauter Eisen und nichts als Eisen. Den verkleideten Priester anhalten, ihn ausfragen und, da er nichts zu antworten weiß, ihn für verdächtig erklären, war das Werk eines Augenblicks. Gegen diese brutale Logik half kein Einwand, kein Widerstand. Man erpedierte gerade an demselben Tage aus jenem Städtchen nach dem Hauptort der Guillotine einen ganzen Transport von Verdächtigen, und auf dem Karren war auch just noch ein leerer Platz vorhanden. So war also der Zug bis auf den letzten Mann voll geworden, und nun ging es unter den rohesten Schmäbungen, unter dem wildesten Kannibaleugeschrei fort in das Gefängniß Sä nach Bordeaux.

Frisch und gesund daselbst angekommen, wenn auch nicht ohne mannigfache Gefahren, durften die Verurtheilten hier nicht lange schwächten; kaum erlaubte man unserem unglücklichen Helden, sich durch einige Stunden ruhigen Schlafes von den Anstrengungen, von den Schrecken und Leiden, die plötzlich auf ihn eingestürzt hatten, zu erholen. Nur sechs Stunden hatte er geschlafen, und schon war sein Prozeß ganz vollkommen und gründlich instruiert. Uebrigens hatte er durch seine eigene Offenheit die Sache ziemlich einfach und kurz gemacht; er hatte gradezu sein doppeltes Verbrechen gestanden, er hatte sich als Priester und Verbannten bekannt: was brauchte es mehr zu einem gerechten Todesurtheil?

Dieses Urtheil wurde also nach der bekannten kurzen Manier motivirt und ausgesprochen, während unser Naturforscher, der so im Nu ohne Weiteres verhaftet, gerichtet und verdammt worden, kaum Zeit gehabt hatte, sich dieser rasch auf einander folgenden Schläge, die ihn urplötzlich von der tiefsten Klube zur höchsten Verzweiflung geführt, recht bewußt zu werden. Doch als man ihm eben den Todespruch vorgelesen, da fing er auf einmal an zu begreifen, daß es sich um sein Leben handle, daß er selbst es wäre, dessen Tod der gaffenden Menge da draußen zum Schauspiel dienen sollte. — Nach und nach aber, durch das feste Festhalten dieses Gedankens, machte er sich immer mehr vertraut mit ihm und sah ihm zuletzt ganz ruhig und furchtlos ins Auge.

Der Tag rückte vor, den anderen Morgen sollt' es los gehen! Da

war keine Zeit mehr zu verlieren, wenn man sich auf die würdige Erfüllung dieser letzten Pflicht gehörig stärken und vorbereiten wollte. Vor Allem aber fühlte der Gefangene das Bedürfnis, durch eine Erquickung seine erschöpften Kräfte zu beleben, und zu diesem Zwecke brachte er den Kerkermeister leicht dahin, ihm zur Vergütung für den kleinen Wildvorrath, den er als letztes Erbflück hinterließ, ein feugales, wohlschmeckendes Mahl zu besorgen. Dieser Handel war natürlich sehr vortheilhaft, und unser Kerkermeister war ganz damit einverstanden. Ja, er ließ sich sogar so weit herab, dem Verurtheilten bei Tisch Gesellschaft zu leisten und den Toast auf sein und seiner Familie Glück und langes Leben pflichtschuldigst zu erwiedern.

Während sie so einer Flasche den Garans machten, fing der Kerkermeister an, dem Verurtheilten die ganze Geschichte dieses alten, guten Gefängnisses zu erzählen, in welchem sie so brüderlich zusammen tranken, mit allen den Kuriositäten und Einzelheiten, mit allen den Mätern und Substücken, die zu einer solchen Geschichte gehören. Nach dem Gefängnis kamen die Gefangenen an die Reihe, und nach diesem die Richter selbst, diese natürlichen Vorgesetzten eines Kerkers.

„Was meint Ihr z. B. zu der Figur unseres Bürger-Präsidenten, ich meine den, der die Stimmen gesammelt und Euer Todesurtheil vorgelesen hat. Nicht wahr, das ist ein braves Präsidentengesicht, ganz wie es seyn soll, so hart und fest wie Eisen, ein häßlicher Kopf, nicht wahr?“

Der arme Gelehrte, der sich noch mit Schauern an den kurzen, bissigen Ton, an die herbe, unfreundliche Miene des Bürger-Präsidenten erinnerte, konnte keinen Laut über seine Lippen bringen; er begnügte sich, mit einer bejahnenden Geberde die liebevolle Frage seines Gastes zu beantworten.

„Nun solltet Ihr erst sehen, was das für ein Mann ist, wenn er den Gerichtssaal verlassen hat: ein wahrer Römer in allen patriotischen und Privat-Tugenden. So wenig Galle und Haß, so wenig Zorn und Strenge, so liebevoll und gut, kurz ein wahres Muster von einem Präsidenten und Bürger. Nur Ein Fehler mißfällt mir an ihm, eine kleine Narbe, die seine Bürger-Tugenden etwas entstellt. Sollte man's wohl glauben, kaum hat er seine patriotischen Geschäfte abgemacht, husch, ist er fort. Da läuft er hinaus, aufs Feld, so weit ihn seine Füße tragen, und womit meint Ihr wohl, amüßirt er sich da; seht mal, ob Ihr's rathen könnt. . .“ Der Gelehrte kam nicht darauf, war aber ganz Ohr.

„Schmetterlinge fängt er, Raupen und andere solche Insekten, macht sich daraus allerhand bunte Sammlungen unter gläsernen Kästen; sagt, ist das nicht eine wahre Spielerei, ganz unwürdig eines solchen Bürgers, der seine Pflichten kennt und seine eigene wie die Untheilbarkeit der Republik zu achten weiß?“

Man kann sich denken, wie die Aufmerksamkeit des Naturforschers auf den höchsten Grad gespannt war. Doch ließ er sich nicht das Geringste merken, sondern plauderte weiter mit dem Kerkermeister und lachte mit ihm über eine so sonderbare Vorliebe. Unterdeffen aber, während er die Unterhaltung zu beleben suchte, nimmt er ganz sachte seinen Hut herunter. Man hatte bei jener schnellen Prozedur gegen ihn sogar vergessen, ihn zu durchsuchen, und so war es ihm gelungen, jene kostbare Sammlung zu retten, aus welcher er jetzt eine höchst gefuchte entomologische Rarität herauszog; es war, glaub' ich, die *Necrobia ruficornis*, eine Art Käfer mit Flügeldecken von, ich weiß nicht, welcher Unterspezies und Familie. Dann nahm unser Gefangener, wie spielend, den Pfropfen der schon geleerten Flasche von dem Tische in die Hand, stach dann das Insekt an das untere Ende des Pfropfens und setzte diesen wieder auf den Flaschenhals auf; das Alles aber that er mit so geheimnißvoller und versteckter Miene, daß dem aufmerksamsten Gefangenewächter auch nicht die geringste Bewegung entging und er, sobald die kleine unschuldige Operation fertig war, sich beeilte, auf der Stelle den Tisch abzutragen und Alles, was darauf stand, natürlich auch die geheimnißvolle Flasche, schnell mitzunehmen. Kaum war er draußen, so ist sein Erstes, rasch zu dem Bürger-Präsidenten hinzulaufen, welchen glücklichweise sein Richteramt heute länger als gewöhnlich auf seiner Bank festgehalten hatte. Er tritt in den Gerichtssaal ein, erzählt den ganzen Vorfall und zieht den verrätherischen Pfropfen aus der Flasche. Die Sache war durchaus nicht lächerlich, gewiß handelte es sich da um eine furchtbare Verschwörung, und zwar erst gegen die eine und untheilbare Republik im Allgemeinen und dann noch besonders gegen die Stadt selbst. Dieses böllische Insekt war gewiß nur das Signal zu einem Komplott, das er, der Kerkermeister, allein aufgedeckt hatte: dafür verdiene er eine National-Belohnung, dafür müsse auch er als Retter des Vaterlandes proklamirt werden! . . .

Während der Kerkermeister diese Ausagen und Konklusionen vortrug, wie ging es unterdeffen unserem Gefangenen und dachte, was hoffte er? — Gleich bei der Erzählung des Gefangenewächters regte sich in ihm ein kleiner, blasser Hoffungschein; schon fing er an, sich an diesem morschen Zweig, an diesem letzten Brett festzubalzen, und auf einmal schien die Vorsehung, die er ganz leise um Verstand angelehrt, und der überhandnehmende Selbsterhaltungstrieb ihm jenen glücklichen Gedanken eingegeben zu haben, der ihn vielleicht retten konnte.

Es war acht Uhr Abends; in einem wohlverschlossenen, komfortablen Zimmer saßen zwei Männer von fast gleichem Alter einander gegenüber, die Ellenbogen auf den Tisch gestützt und die Gesichter einander sehr nahe. Der Tisch, etwas schmal, war mit den Resten eines bescheidenen Abendbrods und mit einer Menge von wissenschaftlichen Kleinodien jeder Art bedeckt. Nach der höchst lebhaften Unterhaltung und der gelehrten Diskussion schien die Freundschaft zwischen beiden Männern sehr intim zu seyn. Der eine von den Beiden war damit beschäftigt, lange Erläuterungen und wissenschaftliche Explicationen zu geben, und mußte den zehnmal unterbrochenen Unterricht zehnmal wieder von vorn anfangen, während der Andere, aufmerksam zuhörend,

bald seinen Beifall zu erkennen gab, bald seinen Widerspruch, zuletzt aber jedesmal der klaren Widerlegung des Anderen weichen mußte und sich dann nicht schämte, ganz laut und deutlich sein Erstaunen und seine Bewunderung an den Tag zu legen. Wie viel Stunden sie so saßen, weiß ich nicht; so viel ist aber gewiß, daß man noch lange nicht an ein Ende dieser Lektion zu denken schien, als sich plötzlich die Thür des Zimmers halb öffnete und eine Magd von draußen hereinrief: „Der Bürger Brutus ist hier; er läßt fragen, zu welcher Stunde morgen die Sache losgehen soll, damit er seine Maschine zurecht machen kann.“

Bei diesen Worten sprangen die beiden Männer von ihren Stühlen empor; Beide wurden hinter einander ganz blaß und roth, dann fielen sie sich fast unwillkürlich in die Arme und fingen an zu schluchzen und zu weinen. — Der Leser weiß es schon, daß es Niemand anders war, als der Präsident und der Verurtheilte von heute früh. Lange waren sie so zusammen gewesen und hatten geplaudert, wie ein Paar alte Freunde, von ihrer Wissenschaft, von ihren Studien, von ihren Plänen für die Zukunft, und bei diesem Allen hatten Beide, der Richter und der Gefangene, alles Andere vergessen, das Todesurtheil, das Gefängnis, die Republik und selbst den Henker. Letzterer aber hatte nichts vergessen und war nur gekommen, um als ein vollendeter Mann in seiner Profession schon im Voraus seine Anordnungen zu treffen.

Den anderen Morgen wanderte unser Verbrecher, unser Verurtheilte vom vorigen Abend, mit Geld, Empfehlungen, Pässen und republikanischen Zeugnissen vortreflich ausgestattet, lustig zum Thore hinaus und bestieg einige Meilen von der Stadt einen Wagen. Wer der treue Freund war, welcher ihn so gut versehen und ihn sogar hinaus begleiten wollte, damit man ihn bis zur nächsten Stadt und von da nach Paris nirgendes aufhalte, das braucht nicht erst gesagt zu werden. Für die aber, welche diese interessante Geschichte für einen Roman halten möchten, sey hinzugefügt, daß der Hauptheld derselben kein Anderer ist, als der alte, ehrwürdige Latreille, aus dessen Munde ich sie erzählen hörte. (Rev. Fr.)

Bibliographie.

- Traité de la législation sur les cultes. — Von Robou. 5. Fr.
 Résumé des traités chinois sur la culture des mûriers. — 3. Fr.
 Histoire de la captivité de François I. — Von Rev. 7. Fr.
 Histoire du drapeau etc. de la monarchie française. 2 vols. 18. Fr.
 Essai sur les éloges. — Von Thomas. 2. Bde.
 Souvenirs des résidences royales de France. — Von Batout. 6. Fr.
 Description d'une collection de vases peints etc.
 Clinique médicale de l'hôpital de la charité. — Von Buisson. 3. Bde. 21. Fr.
 La sainte Bible vengée des attaques de l'incrédulité. — Von Duclot. 3. Bde. 12. Fr.
 Les romans et le mariage. — Von de Ferrière. 2. Bde. 15. Fr.
 Histoire de la maison de Montesquiou-Fezensac. T. I.

I t a l i e n .

Der Mönch auf dem Aetna.

Von Charles Didier.

„Dort ist das Haus der Campieri“, sagte der Führer, indem er auf ein altes, verfallenes Gemäuer zeigte, das am Rande eines großen Eichenwaldes lag. Hier endigt die kultivirte Region des Aetna und die der Waldungen beginnt.

Wir vertrieften uns mit Wonne in den dicken, schattenreichen Wald, denn wir und unsere Maultbiere bedurften wahrlich der Kühlung. Seit sechs Stunden der glühendsten Sonnenhitze eines Juli-Tages ausgefetzt, waren wir eben über ein mit spitzer, brennender Lava bedecktes Feld geritten, das man wegen seiner wellenförmigen Erhöhungen und Vertiefungen für ein mitten im Sturme verfeinertes Meer hätte halten können. Es war, als ob die Maultesel über Eisen fortschritten, so hell und stark hörte man ihre Tritte auf der harten Lava. Diesem tönenden Erdboden folgte ein feiner, glühender Sand, in den man bis zum Knie versank; der enge Fußsteig war an beiden Seiten von tiefen Abgründen eingeschlossen; die tiefste Stille herrschte überall, und die dunkle Waldung vor uns schien mir ein passender Aufenthalt für Banditen. —

„Gott sey Dank“, sagte der Führer, dem ich die eben gemachte Bemerkung mittheilte, „man hat seit vielen Jahren nichts von ihnen gehört; der Berg hier ist sicherer, als die Straßen von Catania; nur spricht man seit einiger Zeit von einem Mönche, der hier in den Wäldern lebt und den man niemals in bewohnte Gegenden herabsteigen sah. Zu manchen Zeiten irrt er allein auf Höhen umher, die noch keines Menschen Fuß betrat. Die Schäfer halten ihn für einen bösen Geist, wenn es nicht etwa Don Diavolo selbst in höchstgelegener Person ist.“ — „Hast Du ihn denn niemals gesehen?“ — „Ein einziges Mal, nahe bei dem „Englischen Hause“ (casa degli Inglesi). — „Sprach er mit Dir?“ — „Er forderte etwas zu essen und dann verschwand er.“ — „Das ist ein sehr hungriger Teufel.“ — „D. Em. Excellenz können wohl lachen; aber die Sache ist dennoch sehr bedenklich.“ — „Ich verspreche Dir einen Paolo, wenn Du mich in seine Nähe führst.“

Während wir so von dem Mönche und seiner wunderbaren Erscheinung plauderten, waren wir aus den Gehölzen in die traurigste Region des Aetna gekommen. Hier ist Alles Asche und Lava; man athmet eine Luft ein, in der kein lebendes Wesen gedeihen kann; man betritt einen Boden, aus dem kein Pflänzchen sproßt, und sieht Ruinen um sich her, die wohl selten ein menschliches Auge erblickt. Aber dennoch erregt es kein unangenehmes Gefühl, mitten in dieser der Aschrunderbarkeit und Verwüstung geweihten Einöde das einzige athmende, lebende Wesen zu seyn. Es war mir, als ob ich allein hier den Tod herausforderte und ihm zu trogen wagte, und das stülzte mir ein gewisses exaltirtes Gefühl des Stolzes und der Ueberlegenheit ein.

Bald erreichten wir das „Englische Haus“ und endlich die Höhe des Kraters. „Eccellenz“, rief der Führer, „ich habe meinen Paolo verdient.“ Und als ich mich umdrehte, sah ich wirklich den Mönch, der am Rande des Abgrundes saß. Der aus dem Vulkan aufsteigende Rauch hatte ihn bis jetzt meinen Blicken entzogen; auch er bemerkte mich, und meine Gegenwart schien ihm keinesweges in seinen Betrachtungen zu stören. Der auf dem hohen Gipfel wehende Wind bauschte sein härenes Gewand auf und peitschte ihm Schwefeldämpfe ins Gesicht, aber er schien für Alles unempfindlich; unbeweglich, mit über einander geschlagenen Armen stand er da und blickte in den Krater hinab. Ich näherte mich ihm und redete ihn an, aber in stummer Betrachtungen vertieft, antwortete er mir nicht. „Was wollt Ihr von mir?“ rief er endlich mit dumpfer, tonloser Stimme, indem er mich mit seinen stieren Augen scharf ansah. „Hat man Euch nicht gesagt, daß ich ein Gespenst der Hölle sey? Warum zittert Ihr nicht und ergreift nicht die Flucht, wenn Ihr mich erblickt? Aber Ihr seyd kein Sicilianer und frei von jenem törichtigen Aberglauben.“ Ein Gefühl, dem ich nicht zu widerstehen vermochte, zog mich zu diesem geheimnißvollen Wesen; die wenigen Worte, welche ihm entschlippt waren, hatten meine Neugier nur noch mehr erregt. Ich wußte nicht, welche Saite ich berühren sollte, um ihn mittheilender und freundlicher zu machen und mir sein Vertrauen zu erwerben; er beantwortete meine Fragen kurz und trocken; endlich aber schien es, als ob die starrte Rinde, mit der sein Herz umgeben war, sich allmählig löse; sein Gesicht nahm einen sanftern, schmerzlichen Ausdruck an, und er rief endlich im Tone der tiefsten Melancholie: „Wie lange bin ich schon nicht mehr an den Klang der menschlichen Stimme gewöhnt; in dieser wüsten Einside vernehme ich nichts, als die Stimmen des Vulkans und der Stürme.“ Kaum hatte er diese Worte ausgesprochen, so hörten wir eine tiefe, dumpfe Detonation, die den Berg unter unseren Füßen erzittern machte; eine Feuerfäule stieg aus dem Krater auf, theilte sich in der Luft in tausend Garben und fiel in einem Sternregen in den Abgrund hinab. „D!“ rief der Mönch, „was sind diese Flammen im Vergleich mit dem Feuer, das mein Herz verzehret? Was ist dieses dumpfe Brüllen des Abgrundes gegen die laute Stimme der Leidenschaften?“ Er schwieg aufs neue. Die Nacht war während der Zeit hereingebrochen, und als das Feuer des Vulkans erlosch und das Losen in seinem Innern aufhörte, war Alles still und dunkel um uns her. Die wunderbare Erscheinung dieses Mannes zu einer solchen Stunde und an einem so schauerlichen Orte war freilich seltsam, ungewöhnlich und ganz dazu geeignet, die abergläubischen Sicilianischen Hirten zu erschrecken und ihnen den Glauben einzusößen, es wohne ein übernatürliches Wesen auf diesen Höhen.

„Ich suchte einen Menschen, um ihm die Geschichte meines Lebens zu hinterlassen“, sagte er, „ich habe ihn endlich gefunden. Sie sind es. Ohne Sie zu kennen, vertraue ich mich Ihnen an; es mag dann werden, wie Gott will; auch habe ich ja nichts mehr zu verlieren, jedes Band, das mich an das Leben fesselte, ist zerrissen; ich habe mit der Welt abgeschlossen. Als Sie mich auf diesem hohen Gipfel überraschten, war ich eben versucht, meiner traurigen Existenz ein Ende zu machen; der Selbstmord lächelte mir aus der Tiefe des Abgrundes entgegen und lud mich zum Tode ein. Die Vorsehung hat Sie zu mir gesandt, damit ich nicht ohne Reichte sterbe. Sie empfangen Sie denn die letzten Geständnisse eines Mannes, der bald nicht mehr zu den Lebenden gehören wird; nehmen Sie dieses traurige Vermächtniß mit in Ihr Vaterland, und bewahren Sie es in Ihrem Herzen. Danken Sie Gott, daß Sie nicht unter diesem glühenden Himmel geboren sind, wo jede Leidenschaft zu Wahnwitz wird, wo das innere Feuer den Menschen verzehret, wie es diesen Berg aushöhlet. Hören Sie mich an, aber verdammen Sie mich nicht, denn Sie, ein Kind des kalten Nordens, Sie können keinen Begriff von der Hitze unseres Afrikanischen Blutes und der wilden Glut unserer Leidenschaft haben. Gott allein kann mich verurtheilen, und ich werde ja bald vor seinem Richterstuhle stehen.“

Der Mönch sammelte sich einige Augenblicke stillschweigend; dann begann er die Erzählung seines Lebens und seiner Mißgeschicke, die in der That ein warnendes Beispiel sind von den Folgen eines der menschlichen Natur widerstrebenden Zwanges, wie der des Mönch-Lebens für einen jugendlichen feurigen Geist. Was uns in den gebildeteren Europäischen Ländern Abenteuerliches von den Mönchlichen Zuständen des Mittelalters erzählt wird, das ist heutzutage noch in Sicilien möglich, wo diese Zustände jetzt noch eben so, wie in Deutschland und Frankreich vor der Zeit der Reformation, einerseits zu Herrschaft und Gewalt und andererseits zu körperlicher und geistiger Mißhandlung führen. Als der Jüngste einer zahlreichen Familie, war der unglückliche Mönch, den ich hier halb wahnwitzig auf dem Aetna fand, noch vor seiner Geburt dem geistlichen Stande geweiht worden. Nichts half es dem jungen Mann, daß alle seine Anlagen, ja selbst seine äußere Natur gegen das Mönchliche Gelübde zu protestiren schienen. Er war einmal verurtheilt und hatte keinen anderen Weg, als entweder den der Huchelei oder den des Meineides zu wählen. Zu dem Ersteren war er zu stolz, und so ward der Bedauernswerte, der in Girgenti (Agrigenti), wo sich sein Kloster befand, Aufsehen durch seine Predigten gemacht und namentlich die ganze Frauenwelt an sich gezogen hatte, in den Strudel des Lasters gestürzt. Er liebte die Frau eines Anderen und entführte sie. Aber sein Zufluchtsort ward entdeckt. Er wurde dem Weibe, das er verführt hatte, und die an den Folgen ihrer Entehrung starb, gewaltsam entzogen und erwartete eben im Kerker die Strafen des geistlichen und des weltlichen Gerichtes, als er durch einen Volks-Aufstand, der damals in Sicilien ausbrach, befreit wurde. Aber eben so sein Gewissen als die bald wieder hergestellte Ordnung der Dinge ließen ihm keine Ruhe. Er flüchtete in die höchsten unwegsamsten Regionen des

Aetna, wo die furchtsamen Hirten ihn als einen Dämon mieden, während er selbst in jedem Augenblicke die Sbirren, die ihm längst auf der Spur waren, fürchten mußte.

Der Mönch schwieg nach seiner langen Erzählung einen Augenblick, um Athem zu schöpfen; er halte die ganze Nacht ununterbrochen mit lauter und starker Stimme gesprochen, wie ein Mensch, der vom Fieber aufgeregt ist. Als der Paroxysmus vorüber war, sank er erschöpft nieder; Todtenblässe bedeckte seine gedrännten Wangen, und seine hohlen dunkeln Augen glänzten krankhaft. Während seiner Erzählung war er oft plötzlich mit konvulsivischer Heftigkeit aufgesprungen, und seine Gebarden, die nicht weniger beredsam, als seine Worte waren, drückten die stärksten Leidenschaften, die seine Seele bewegten, aus. Nach einem langen Stillschweigen, warf er sich am Rande des Kraters auf die Kniee, und die Arme gen Himmel breitend, rief er aus: „O Gott! habe ich mein Verbrechen nicht schon genug gebüßt? Ist es denn nicht Zeit, daß Du Gnade an mir übst? Diese einsamen, dunkeln Wälder sind für mich mit Gespenstern bevölkert, und durch die tiefe Stille, die in diesen Höhen herrscht, dringen schreckliche Klageklänge in mein Ohr. O! befreie mich von diesen gräßlichen Visionen, oder gib mir ein Zeichen, daß ich sterben soll, und der Abgrund, der zu meinen Füßen gähnt, wird mein Grab seyn.“ — Er sah mit finsternen Blicken in den Krater hinab. In diesem Augenblicke ging die Sonne auf. Man kann sich nichts Impassanteres und Großartigeres vorstellen, als dieses herrliche Schauspiel, von der Höhe des Aetna aus gesehen. Aus dem Dunkel aufstehend, wird die ganze Insel mit einem Male sichtbar, und man umfaßt mit einem einzigen Blicke ihre Städte, Meerbusen, Vorgebirge und das Mitteländische Meer in seiner ganzen weiten Ausdehnung. Um den Mönch von seinen finsternen Betrachtungen abzulenken, machte ich ihn auf das prächtige Schauspiel rund um uns her, aufmerksam. Es schien Eindrücke auf ihn zu machen. Lange blickte er unverwandt auf das gigantische Panorama, ohne ein Wort zu sprechen; endlich näherte er sich mir und sagte, mit dem Finger auf einen weislichen Punkt am Horizonte zeigend: „Sehen Sie, dort liegt mein Kloster; am Fuße des Hylgels und noch tiefer herab Girgenti.“ — „Eccellenz“, unterbrach der Führer plötzlich, „dort unten, nicht weit von der Eiserne, sehe ich Leute kommen, die mir ganz wie Sbirren aussehen.“ — „Das bringt mir den Tod!“ rief der Mönch zusammenschauernd; und das Gespenst des Selbstmordes verschwand, der volle Instinkt des Lebens erwachte aufs neue in ihm.

Die Vermuthung des Führers wurde bald zur Gewißheit; wir sahen die Flinten und Säbel der Sbirren in der Sonne glänzen. „Wie viel Zeit brauchen sie noch, um uns zu erreichen?“ fragte ich den Führer. — „Wenigstens drei Stunden.“ — Der Mönch schickte sich zur Flucht an. — „Wartet noch einen Augenblick“, sagte ich, „und hört mich. Mein Paß ist nach Malta visirt; nehmt ihn, legt im nächsten Dorfe Euer Mönchsgewand ab und schiffet Euch in Syrakus ein.“ — Er dankte mir mit einem stummen Händedruck und eilte davon. Ich folgte ihm mit den Augen, so weit ich konnte, bis er hinter dem Berge Zamento, in der Richtung nach Aderne zu, meinen Blicken entchwunden war. Von dort aus konnte er noch in derselben Nacht auf Seiten- und Querwegen Syrakus erreichen. Als die Sbirren nach dem „Englischen Hause“ kamen, war auch ich schon dort; aber ihre Beute war ihnen entwichen.

Kurze Zeit darauf erhielt ich einen Brief aus Malta; er war von dem Mönche, der mir schrieb, daß er seine Reise ohne Hinderniß gemacht habe und sich noch an demselben Tage nach Aegypten einschiffen werde, wo er sich in die Wüsten des alten Theben begeben und dort sein Leben beschließen wolle. — Seit dieser Zeit habe ich nichts wieder von ihm gehört. (R. d. P.)

Mannigfaltiges.

— Vasreliefs von Thorwaldsen. Auf der reichen Kunst-Ausstellung, die gegenwärtig in Mailand eröffnet ist, befinden sich unter Anderem auch zwei neue eben so anmuthige als vollendete Vasreliefs von Thorwaldsen. Das eine, allegorischer Art, stellt die „Remesis“ dar, aber nicht als furchtbare Rachegöttin, sondern, wie sie Plato bezeichnet, als Verkünderin der Gerechtigkeit. Auf einem zweirädrigen Wagen stehend, leitet die Göttin zwei Kasse, ein ruhiges und ein widersprechendes; neben beiden Thieren befindet sich der Hund, das Sinnbild der Treue; dem Wagen folgen zwei leichtgeschürzte muntere Knaben, von denen der eine ein Schwert — die strafende Gerechtigkeit andeutend — und der andere ein Hüllhorn, einen Merkurstab und Kränze — Symbole der belohnenden Gerechtigkeit — trägt. Das zweite Vasrelief stellt einen Anakreontischen Scherz dar. Ein junges Mädchen trägt einen Korb, in welchem sich ein Nest von Amoretten befindet. Einer der losen Schelme ist schon ganz flügge und breitet eben die zarten Flügelchen aus, während sich die anderen in ihrem Nestlein schwächern zusammenhalten. Das Ganze ist ein allerliebster Eidyllion und erinnert an ähnliche Wandgemälde, die man in Pompeji aufgefunden. Nächst Thorwaldsen hat der Mailändische Bildhauer Marchesi die Ausstellung durch seine kolossalen Statuen der beiden berühmtesten Italiänischen Gelehrten neuerer Zeit, Beccaria's und Volta's, so wie des Königs Karl Emanuel von Sardinien, bereichert. Bartolini in Florenz, der der genialste Schüler Canova's genannt wird, hat eine herrliche Statue, das „Gottvertrauen“ darstellend, geliefert. Es ist eine knieende Frau, die das Haupt zum Himmel emporhebt und die einen wunderbaren Eindruck macht. Baruzzi und Monti endlich haben die Ausstellung in Mailand ebenfalls durch Skulpturen geschmückt, so daß diese allerdings reicher an neuen Meisterwerken der Art ist, als irgend eine in Deutschland und Frankreich war.